

Tatjana Schewtschenko

Austausch

Das war 1980, das Jahr meiner Übersiedlung in die DDR. Den Sommer werde ich nie vergessen. Plötzlich kam mein Mann, der damals noch nicht mein Mann war, mit seiner Mutter zu uns nach Hause – nach Nowgorod, meiner Heimatstadt. Meine Mutter und meine Oma hatten ihn immer sehr gemocht, aber ich fragte mich, warum bringt er dieses Mal seine Mutter mit? Nun, er machte mir einen Heiratsantrag. Auf dem Standesamt fragte die Mitarbeiterin, wann wir heiraten wollen und er sagte: „Morgen.“ Sie fiel aus allen Wolken, denn normalerweise brauchte man drei Monate, um alle Papiere zusammenzubringen. Aber sie kannte mich schon und konnte alles in einer Woche organisieren. Das war sehr freundlich von ihr und ich werde es nicht vergessen.

Meinen Mann kannte ich da schon recht lange, manche würden sagen, sehr lange. Es war 1968, ich studierte, den Studentensommer verbrachten wir wie jedes Jahr in Kasachstan, indem wir in der Landwirtschaft und auf dem Bau halfen. Niemand dachte damals daran, jemals für ein Praktikum ins Ausland zu fahren. Doch nun hieß es, wir stellen eine Gruppe zusammen, die in die DDR fährt, um als künftige Chemieingenieure dort praktische Erfahrungen zu sammeln. Wir kamen in Merseburg an und wurden dann von Studenten der Technischen Hochschule für Chemie Leuna-Merseburg „Carl Schorlemmer“ betreut. Einer von ihnen war mein zukünftiger Ehemann. Mit der deutschen Sprache hatten wir nicht viel Erfahrung. Immerhin hatte ich Deutsch in der Schule und an der Hochschule gehabt. Umso größer war meine Überraschung, dass fast alle DDR-Studierenden gut Russisch sprachen. Noch überraschter war ich, als ich feststellte, dass in Merseburg auch russische Studentinnen und Studenten lebten. Wir blieben drei Wochen. Zwei Wochen machten wir ein Praktikum in den Leuna-Werken – ich habe später in Russland auch Chemiestädte kennengelernt, aber diese Werke und alles, was da drum herum gebaut wurde, das war etwas Riesiges. Die letzte Woche reisten wir durchs Land und schauten uns historische und kulturgeschichtlich bedeutsame Stätten an: Dresden mit dem Zwinger und der Gemäldegalerie, Berlin, Potsdam, Leipzig sowieso und was in der Nähe von Merseburg war, zum Beispiel Naumburg und Weißenfels und Bad Lauchstädt. Wirklich, sie haben uns alle Kostbarkeiten gezeigt. Die Gruppe der DDR-Studierenden kam dann im gleichen Sommer nach Leningrad, heute St. Petersburg, und wir waren die Gastgeber. Natürlich haben sie unsere Hochschule, das Leningrader Technologische Institut, kennengelernt. Wir zeigten ihnen die Stadt und fuhren auch in meine Heimatstadt Nowgorod, wo wir ihnen das echte Russland nahebrachten. Später besuchte ich die DDR noch zweimal. So 1973 zu den X. Weltfestspielen der Jugend in Berlin. Diese Festspiele zu erleben, an so vielen kulturellen und politischen Veranstaltungen teilnehmen zu können – das war ganz einfach herrlich. Wir erlebten im Stadion die Eröffnungsfeier, später ein unvergessliches Konzert mit der chilenischen Gruppe „Inti Illimani“ und trafen palästinensische Studenten, von denen viele in der DDR, aber auch bei uns in der Sowjetunion studierten. Damals habe ich ganz viel fotografiert und diese Mappe habe ich heute noch bei mir zu Hause. Ich muss sagen, es stand niemals auf meinem Plan, in die DDR zu gehen. Aber in der Zwischenzeit schrieb mein Mann mir Briefe in einem so guten Russisch und so ergab es sich, dass aus unserer freundschaftlichen Beziehung etwas anderes geworden ist. Es hat eben etwas länger gedauert.

Für unsere Familienzusammenführung in der DDR war damals das Konsulat in Leipzig zuständig. Im Nachhinein ist das schon interessant; auf dem Konsulat bin ich nur Leuten begegnet, die Visa für ihre Dienstreisen beantragten oder für ihre gemischten, heute sagt man binationalen Familien. Aber es gab keine jüdischen Migranten oder Spätaussiedler. Obwohl – ein Paar haben wir kennengelernt, die Spätaussiedler waren und schon damals mit einem offiziellen Ausreiseantrag gekommen waren. Wir freundeten uns an, dieser Kontakt hält bis heute an. Da sie viele Verwandte im Westen hatten, wollten sie auch dorthin. Nach einigen Jahren wurde die Ausreise bewilligt und sie zogen in den Raum Stuttgart. Als wir uns verabschiedeten, dachten wir, das sei ein Abschied für immer. Doch dann – damals unvorstellbar – kam die Wiedervereinigung und wir haben uns wiedergesehen.

Dessau – Leben eben

Ich kam ja nicht als angeworbene Arbeitskraft hierher. Ich war Chemieingenieurin und in einer Gegend, wo fast jeder etwas mit Chemie zu tun hatte, wartete niemand auf mich. Am Ende hatte ich Glück und wurde hier in Dessau in der Magnetbandfabrik als Technologin in der Produktionskontrolle eingestellt. Das war keine schlechte Tätigkeit, wurde aber nicht besonders gut bezahlt. Heute, wo ich nicht mehr arbeiten muss, denke ich, Hauptsache, dass du die ganze Zeit gearbeitet hast, das ist wichtig für die Rente.

Ich habe mich sehr bemüht, weiterhin die deutsche Sprache zu lernen. Daheim war das nicht ganz einfach, weil mein Mann die Woche über in Wolfen arbeitete. Aber unsere Tochter ist dann zweisprachig aufgewachsen. Zu Hause habe ich mit ihr russisch gesprochen. Ihr Vater sprach mit ihr deutsch und im Kindergarten hatte sie eine sehr gute Erzieherin, die sich viel Mühe gab, dass das Mädchen die Sprache lernt. Später ging sie dann ab der dritten Klasse auf die Schule mit erweitertem Russischunterricht. Ich kenne genug Menschen, deren Kinder kaum noch russisch sprechen können und wenn doch, dann mit sehr starkem Akzent. Zweisprachige Erziehung ist harte Arbeit, man braucht Interesse und wirklich Zeit von beiden Seiten, dann erntet man den Erfolg.

Auf der Arbeit gab es Leute, die ich nicht so mochte und die mich nicht so mochten – das ist normal. Aber es gab auch Kolleginnen und Kollegen, mit denen ich mich sehr gut verstanden habe und mit denen ich in der deutschen Sprache üben konnte. Ich war eine ganz durchschnittliche Mitarbeiterin, die getan hat, was verlangt wurde. Aktion „Sozialistische Hilfe“ – Bitteschön! Das bedeutete, dass du für eine Weile in die Produktion gegangen bist und als Arbeiterin gearbeitet hast. Da habe ich dann eine mechanische Arbeit an Geräten verrichtet und in Schichten gearbeitet. Ich habe niemals „Nein“ gesagt. Aber alles in allem war es so, dass die Arbeit im Betrieb keine große Freude für mich war. Ich war fremd, blieb fremd und wurde dieses Fremdheitsgefühl auch nicht los.

Ein bisschen half mir die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft darüber hinweg. Heute kann man sich natürlich über diese Organisation andere Gedanken machen. Aber die Deutschen, die hier aktiv waren, haben sich wirklich interessiert, haben mich zum Beispiel zu Brigadeausflügen eingeladen und ich konnte über die Sowjetunion, über Russland erzählen. Von denen sind auch viele mit den Freundschaftszügen in die Sowjetunion gefahren, um Land und Leute kennenzulernen. Das waren wirkliche Begegnungen! Ich lege großen Wert auf Begegnungen, denn wenn man über die Kultur eines anderen Volkes nicht Bescheid weiß, dann entstehen Missverständnisse. Aber im Gespräch kann man die andere Geschichte, die anderen Traditionen erklären – so gewinnt man Freunde. In meiner Freizeit

habe ich für viele Vieles übersetzt und ich interessierte mich immer mehr für deutsche Kulturgeschichte. Daraus entwickelte sich dann meine Tätigkeit als Reiseleiterin für unsere russischsprachigen Leute, die mich bis heute stolz und glücklich macht. Sie ergab sich aus Kontakten, die ich als Dolmetscherin gesammelt hatte. Meine Kundschaft bestand vor allem aus Zivilangehörigen der Garnison – nicht Armeeeingehörige, sondern Hausfrauen, Jugendliche, Magazinangestellte, Kindergärtnerinnen, Ärztinnen, Lehrer. Es gab nicht viele Möglichkeiten, dem Garnisonsleben zu entkommen. Und plötzlich entstand die Möglichkeit zu reisen, die DDR, das Land, seine Geschichte und Kultur mit dem Bus zu erkunden. Diese Wissbegierde und den Reisehunger kann man sich heute nicht mehr vorstellen. Am Samstag, am Sonntag, manchmal an beiden Tagen war ich ausgebucht. Zwar fehlte ich dann zu Hause, aber mein Mann hat mir gegenüber niemals irgendwelche Einschränkungen ausgesprochen. Er sah ja, welche wirkliche Freude mir diese Abwechslung bereitete. Ich habe so viel gelernt, so viel gesehen, so viel Interessantes erlebt und mit anderen teilen können. Das waren hier gewissermaßen meine Universitäten, hier habe ich meine eigene Welt gehabt.

Fremde Wende

Und plötzlich hieß es, die Grenze ist geöffnet. Für mich war nicht alles verständlich. Wahrscheinlich haben das viele ausländische Mitbürger so erlebt. Auch habe ich mir nicht erlaubt, fremde Angelegenheiten zu beurteilen. In diesem Land bin ich ja nicht aufgewachsen. Aus dieser Entfernung heraus habe ich womöglich in der DDR mehr Gutes gesehen und mehr positive Eindrücke gehabt als manche Bürgerinnen und Bürger des Landes. Irgendwann nach dem Mauerfall haben mein Mann und ich dann Westberlin besucht. Es gab dort eine Regelung, dass DDR-Bürger kostenfrei alle kulturellen Einrichtungen besuchen konnten. Wir haben alle Museen, alle Ausstellungen, alle Bibliotheken besucht, die man nur besuchen konnte. Das haben wir sehr genossen. Und im Fernsehen haben wir auch die Neuigkeiten beobachtet. Aber interessanterweise liegt Vieles für mich im Dunkeln, da sind nur einzelne Erinnerungen, zum Beispiel das Begrüßungsgeld. „Sie bekommen als Ausländerin kein Westgeld“, hieß es. „Wie bitte“, habe ich gesagt, „ich habe doch eine Aufenthaltserlaubnis, eine unbefristete. Warum denn nicht?“ Einhundert D-Mark – das war ein richtiges Drama. Plötzlich war vieles möglich, was früher nicht möglich war. Aber es dachte auch kaum jemand daran, dass die Betriebe so kaputt gemacht wurden.

Vielleicht habe ich auch deshalb nur einzelne Erinnerungen, weil sich die Ereignisse überschlugen und mein Blick auch nach Russland ging, wo die Sowjetunion am Zusammenbrechen war. Ich war damals diejenige, die meine Familie und meine Freunde unterstützte. Die Leute dort hatten buchstäblich kein Geld, keine Lebensmittel, keine Grundlagen für das Leben. Das war so schlimm. Ich habe nach links und rechts Geld verschenkt. Noch heute sagt eine Freundin zu mir, nur dank meiner finanziellen Unterstützung habe sie überleben können. Während hier von heute auf morgen die Kaufhallen mit tausend Sachen voll waren, standen dort in den Geschäften leere Regale. Mitte der 1990er Jahre besserte sich die Versorgungslage, die Gesamtlage, aber der Anfang der 90er – das war ein wirklicher Zusammenbruch.

Neue Möglichkeiten

Die Filmfabrik Wolfen, in der mein Mann arbeitete, wurde 1990 aufgelöst. Auch der Betrieb, in dem ich arbeitete, wurde in eine Gesellschaft für Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM) umgewandelt, in dem es verschiedene Projekte gab. Uns wurde gesagt, denkt euch etwas aus. Und wir dachten uns etwas aus und gründeten in Dessau die erste Beratungsstelle für

ausländische Mitbürger und Familienangehörige. Später wurde daraus das Kommunikationszentrum für ausländische Frauen und Familienangehörige. Unterstützt wurden wir vom Sozialministerium des Landes und einem Frauenprojekt aus Magdeburg-Braunschweig. Zu dieser Zeit kamen bereits die ersten Spätaussiedler und erste jüdische Zuwanderer. Ab 1992 kamen dann vermehrt Kontingentflüchtlinge und unsere Projektaufgabe bestand darin, die Menschen über die Verhältnisse in Deutschland aufzuklären und ihnen Hilfestellungen zu geben. Für mich war diese Arbeit ein einmalig großes Glück, denn plötzlich wurde ich in meiner Muttersprache gefragt und ich spürte, dass unsere Arbeit gebraucht wurde. In den ersten Nachwendejahren konnten solche sozialen Projekte noch sehr unbürokratisch arbeiten. Die Bereitschaft, etwas zu organisieren, war enorm. Für uns war alles neu und wir alle – Projektbeteiligte und viele, viele aktive und wissbegierige Besucher – waren in Bewegung, hatten zündende Ideen, entwickelten uns selbst weiter. Das war eine wunderbare Zeit der Freude und des Enthusiasmus. So begann meine fünfzehnjährige Arbeit in verschiedenen Projekten, die allesamt Frauenprojekte waren und auch vom Verein Sozial-kulturelles Frauenzentrum Dessau getragen wurden. Parallel dazu tat ich, was ich schon in der DDR gerne getan hatte – ich organisierte kulturtouristische Fahrten und so haben wir die ganze Republik längs und quer bereist.

1994 entstand unsere Interessengruppe deutscher und russischsprachiger Mitbürger. Wir waren immer eine gemischte Gruppe, denn ich finde Unterschiede wichtig, weil man sonst zu sehr im eigenen Saft kocht. Uns ging es darum, Zuwanderer bei der sprachlichen und gesellschaftlichen Integration zu unterstützen, aber auch darum, die vielen Berührungspunkte deutscher und russischer Geschichte und Kultur bewusster zu machen. Seit 2004 sind wir als Dialog e.V. ein eingetragener Verein und ich bin die Vereinsvorsitzende. Wir arbeiten alle ehrenamtlich. Inzwischen sind wir in Dessau-Roßlau sehr gut vernetzt und Mitglied im Landesnetzwerk Migrant*innenorganisationen Sachsen-Anhalt (LAMSA) e. V. Mir geht es um Verständigung, wir müssen uns nicht lieben, aber verstehen. In meinem Umkreis sind einige Spätaussiedler, die sehr darunter litten, dass sie in Russland als Faschisten beschimpft wurden und in Deutschland dann als Russen. Ich kann mich an einen Russlanddeutschen erinnern – einen älteren Herren so um die sechzig Jahre alt – den niemand verstehen konnte, als er hier ankam. Er sprach eine seltsam klingende Sprache mit Akzent. Eigentlich eine schwäbische Mundart, aber nicht so, wie man das heute aus Schwaben kennt. Er sprach ein Schwäbisch, das dort, wo er herkam, jahrhundertlang gepflegt wurde, sich dort natürlich auch verändert hatte. Es war ihm nicht mehr möglich, dieses Deutsch abzulegen und die Sprache neu zu lernen. Er fand keine Freunde und schließlich vereinsamte er ganz. Jahre später ist er dann in den Westen gegangen. Einige andere Spätaussiedler sind sogar nach Russland zurückgegangen, aber viele haben sich auch wirklich eingelebt und fühlen sich wohl. Um die Probleme von Spätaussiedlern hat sich in Dessau vor allem sehr umfassend die Caritas gekümmert. Wir als Gruppe bzw. kleiner Verein konnten das gar nicht leisten. Man kann ja nicht alles gleichzeitig machen. Ich denke, dass es auch eine wichtige Aufgabe ist, schulische, kulturelle und gesellschaftliche Projekte zu entwickeln und durchzuführen und als kulturelle Brücke zu dienen und die Verständigung zu fördern.

Wer heute aus einem anderen Land kommt und bleiben möchte, dem kann ich nur empfehlen, auf die Menschen hier zuzugehen. Natürlich muss man die Sprache lernen, je mehr desto besser. Und wenn man nicht sofort eine reguläre Arbeit findet, dann kann eine ehrenamtliche Betätigung hilfreich sein. Hier kann man sich mit seinen Fähigkeiten und Qualifikationen einbringen, bleibt offen und schließt sich nicht vor der Gesellschaft ab.

Vielleicht darf man nicht zu hohe Erwartungen haben und sollte bereit sein, auch kleine Brötchen zu backen. Wir haben auch mit kleinen Brötchen angefangen. Sehr wichtig finde ich auch, dass man an die Kinder die eigene Sprache, Kultur und Traditionen weitergibt. Man sollte immer Brückenbauer zwischen den Kulturen bleiben und nicht die Hoffnung verlieren. Denn es findet sich immer ein Weg, um sich gegenseitig zu verstehen.

Bundesverdienstkreuz

Am 7. März 2016 wurde ich mit dem Bundesverdienstkreuz für mein jahrelanges ehrenamtliches Engagement, mit dem ich hier in Dessau zwischen Migrantinnen und Migranten, städtischen Gremien, Verwaltung und der Öffentlichkeit vermittele, ausgezeichnet. Es ist mir immer ein Anliegen gewesen, dem Gemeinwohl zu dienen. Das friedliche Zusammenleben und die Toleranz zwischen den Kulturen und Religionen sind mir eine ganz persönliche Herzensangelegenheit. Diese hohe Auszeichnung bedeutet für mich einen Höhepunkt meines Lebens auf dem Gebiet des Gemeinwohls. Mir ist klar, dass ich diese Auszeichnung stellvertretend für viele entgegengenommen habe, die sich hier in Dessau in der gesamten Migrationsarbeit engagieren. So hätte ein großer Teil meiner ehrenamtlichen Arbeit für die Integration von Migrantinnen ohne die Mitarbeiterinnen vom Verein „Sozial-kulturelles Frauenzentrum Dessau e. V.“ nicht stattfinden können. Unter dem Dach dieses Vereins konnte unsere Arbeit gedeihen. Denn das Frauenzentrum ist auch eine soziale Vermittlungsstelle zwischen Migrantinnen einerseits und der deutschen Gesellschaft andererseits. Und ich denke auch daran, dass so viele Personen aus Behörden, Ämtern, aus der Kirche, viele Referenten aus unterschiedlichen Fachgebieten und weitere aktive Privatpersonen von Anfang an unsere Projekte und Veranstaltungen unterstützt haben. Daraus sind viele persönliche Kontakte entstanden, die immer noch bestehen, und ich bin ihnen allen sehr dankbar für diese gemeinsame Zeit. Das Gewicht dieser Auszeichnung spürte ich erst später, als ich von ganz vielen verschiedenen Seiten mündlich oder schriftlich Dank und Anerkennung erhielt.

Heimat

Das Bundesverdienstkreuz ist eine große Auszeichnung. Trotzdem – es gibt keine wirkliche politische Teilhabe, wenn du eine andere Staatsbürgerschaft hast. Zur DDR-Zeit konnten wir 1989 an den Kommunalwahlen teilnehmen. Ich verstehe nicht, warum der heutige Staat keine Regelung für Zuwanderer trifft, die hier jahrelang leben, arbeiten und sich engagieren. Das empfinde ich als wirklichen Nachteil und die doppelte Staatsbürgerschaft wäre eine Lösung. Um die deutsche Staatsbürgerschaft zu erlangen, müsste ich meine russische abgeben. Aber das ist meine Identität! Die kann ich doch nicht einfach aufgeben. Sie ist meine Heimat, mein Reichtum! Es ist nicht einfach, so weit entfernt von den Eltern, die immer für mich da waren, den Freunden und der heimatlichen Kultur zu leben. Die eine Hälfte meines Herzens schlägt für Russland, die andere für Ostdeutschland. Mein großes Glück war und ist, dass ich hier viele treue Freunde und Mitstreiter habe und mein Mann und meine Tochter mich immer unterstützten. Das sind nicht nur Worte, das sind auch Taten. Deswegen unternehmen wir als Dialog e. V. all diese kulturellen Begegnungen und Veranstaltungen. Und mein Herz blutet, wenn ich immer wieder jene Unvernunft höre,

Russland sei ein Reich des Bösen. Ich kenne hier einen Deutschen, der seit Jahren mit dem Fahrrad Russland bereist. Wenn er von seinen Reisen zurückkommt und darüber Vorträge hält, vergisst er nie zu betonen, wie freundlich und offen die russischen Menschen sind. Dafür bin ich ihm sehr dankbar. Versöhnung, Verständigung, Toleranz – das ist es, wofür ich mich eingesetzt habe und einsetzen werde.